

Franz Martin Haberditzl (1882-1944)

Seine Tochter, 85 Jahre alt, spricht von ihm, als sei er anwesend, als sei er nicht am 22. Januar 1944 in Wien verstorben. Für sie ist ihr Vater Franz Martin Haberditzl gegenwärtig – und in einem gewissen Sinne hat sie recht, denn ein Leben lang begleitete sie sein Bild. Egon Schiele hatte das großformatige Gemälde 1917 geschaffen. Zusammen mit einigen vorbereitenden Bleistiftzeichnungen hing es im Hause der Eltern, begleitete ihre Kindheit, Schul- und Studienzeit, folgte ihr, als sie heiratete, ins ferne Paris. 2002 kehrte der „Herr Hofrat“ nach Wien in die Museumssäle des Oberen Belvedere zurück, jene Galerie, die er zwischen 1915 und 1938 leitete. Sechs Millionen Euro mussten Ministerium, Förderverein und Banken zusammenlegen, um den früheren Direktor noch einmal begrüßen zu können. Beim Festakt und der feierlichen Übergabe stand Magdalena Magnin, geborene Haberditzl, ein wenig verloren zwischen den Offiziellen. Ein schmerzhafter Abschied. Ein endgültiger Abschied vom Vater. Dann sprach sie. „Es gibt keinen Zufall: heute, am 19. Dezember 2002 ist es genau 120 Jahre her, dass mein Vater in Wien in der Elisabethstraße gegenüber der Oper zur Welt kam.“ Dann berichtete sie von der „menschlichen Beziehung, die zwischen Schiele und meinem Vater bestanden hat.“ Dabei erwähnte sie ein bisher nicht bekanntes Detail: „Edith Schiele und meine Mutter waren 1918 beide schwanger. Das Schiele-Kind blieb ungeboren“, - Edith Schiele starb am 28. Oktober 1918 um acht Uhr morgens – „ich aber erblickte im Februar 1919 das Licht der Welt. Es ist zu ermessen, was für eine höchst persönliche Bedeutung das Schiele- Porträt meines Vaters für uns bis zum heutigen Tag hat.“ Nun hängt das Zeugnis eines seltenen inneren Gleichklangs von Künstler und Kunsthistoriker dort, wo es seiner letzten Bestimmung nach hingehört. Die Österreichische Galerie im Oberen Belvedere kann sich wieder der klugen Hände und gütigen Augen ihres ehemaligen Direktors vergewissern. Besucher begegnen dem Mann, dem das Haus seine berühmtesten Erwerbungen, seinen Ruf, seinen Glanz verdankt.

Es war ein mutiger und auch riskanter Schritt, den der gerade zwei Jahre in Amt und Besoldungsstufe 8 – Einkünfte bescheiden, dafür auf der kaiserlich-königlichen Ansehensskala „kurz unter oben“ – befindliche 34jährige Museumsleiter 1917 tat, als er der Bitte des umstrittenen Malers Egon Schiele um ein Porträt nachgab. In den Augen der Wiener Gesellschaft stellte er sich damit an die Seite eines in schlechtem Ruf stehenden Pornographen: „Der Wiener Schiele ist ungesund und für unseren Geschmack unverständlich“, schrieb der fränkische Kurier. Deutlicher wurde die Neue Freie Presse: „Egon Schiele, dessen Verirrungen mit zu dem Ekelhaftesten gehören, was man bisher in Wien gesehen hat ..“ Der Beschuldigte, Diffamierte, Niedergetretene – er war gerade 22 Jahre alt – wehrte sich, klagte: „Eine fast nicht zu glaubende Roheit ! Gemeinheit ! .. eine Schande für Österreich, dass einem Künstler in seinem Vaterland so etwas passieren kann. Ich leugne nicht: ich habe Zeichnungen und Aquarelle gemacht, die erotisch sind. Aber es sind noch immer Kunstwerke.“

Unerschrocken und sicher in seinem Urteil förderte Franz Martin Haberditzl den großen Gestalter, den früh vollendeten Schöpfer eines kühn und unkonventionell aufgefassten Aktes. Haberditzl erkannte den erstaunlichen Koloristen. Und schon bald paukte er ein zentrales Werk – „Die Gattin des Künstlers“ – durch alle Instanzen, kaufte es mit den Geldern seines Hauses, das erste, das einzige, welches zu Lebzeiten Schieles Einzug hielt in die heiligen Hallen eines Museums. Heute hängt es zusammen mit dem „Bildnis Hofrat Dr. Franz Martin Haberditzl“. Beide Werke gehören zusammen. Von gleicher Größe, entstanden 1917, Kopf und Hände in klassischer Dreieckskomposition geordnet. Und noch eine Gemeinsamkeit: Der „Herr Hofrat“ wirkte an der Endfassung der „Gattin des Künstlers“ gleichsam mit. Als er das Gemälde erstmals im Atelier des Künstlers sah, äußerte er sich zurückhaltend. Der Rock, den Edith Schiele trage, sei vielleicht etwas „zu dekorativ, zu folkloristisch“. Haberditzl befürchtete, das Wiener Publikum werde, geprägt von städtischer Intelligenz, Anstoß nehmen.

Tatsächlich dämpfte Schiele die Farbenfülle des breitgelagerten, bildbestimmenden Kleidungsstückes, tauchte es in ein grau-braunes Blau. Nur ein kleiner, auffällig widerspenstiger, roter Farbfleck blieb und erinnert an die vormals lebhaftere Palette. Schiele schätzte Haberditzl. „Er ist ganz anders, als man sich einen Museumsmann vorstellt .. Der Mann weiß wirklich, worum es sich .. handelt. Er ist nicht einseitig als Historiker geschult, vielmehr allgemein gebildet, .. besitzt Verständnis .. für Gegenwartskunst .. für werdende, für Zukunftskunst.“ In diesen Zeilen verdichtete der Maler das Leben eines Menschen, in dem sich mehr versammelte, als das, was Schule und Universität anhäufen. Eine Begabung von weither, aus väterlichen und mütterlichen Wurzeln, stattete ihn reich aus. Die Mutter, Tochter eines Budapester Arztes, zählte zu den „oberen Kreisen“. Der Vater aus Böhmen hatte in Frankreich (Sevres) die Porzellanmalerei erlernt. Dann „gründete er im Herzen Wiens ein Spezialitätengeschäft für Holz-, Porzellan-, Majolika-, Aquarell- und Ölmalerei, Laubsägeartikel und echt französische Emailfarben“ und nannte es „Zum Eiffelturm“, berichtet die Tochter Magdalena Magnin-Haberditzl und fährt fort: „So war das Söhnchen von Kindheit an mit Malfarben, Maltechnik und guten Wiedergaben berühmter Kunstwerke vertraut“ – und mit der französischen Sprache, zu der sich in der Schule die klassisch-humanistische Ausbildung in der lateinischen und griechischen Literatur hinzugesellte. Stammgast der „Vierten Galerie“ des Opernhauses, Besuche im Wiener Burg- und Volkstheater, Ferien in Nizza, Freundschaft mit Stefan Zweig, der 1927 die „Sternstunden der Menschheit“ niederschreiben sollte. Interesse für Medizin, Musik – er spielte Klavier, sang mit ausdrucksvoller Bassstimme – immer wieder Aufenthalte in Italien, Deutschland, der Schweiz und Paris, um Museen zu besuchen.

Nachdem er seine reich mit Abbildungen ausgestattete, handgeschriebene Dissertation: „Die Lehrer des Rubens“ vorgelegt hatte, promovierte ihn die Philosophische Fakultät am 8. Februar 1907 im Festsaal der Universität Wien. Er wurde „ohne Remuneration“ als „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ im Kupferstichkabinett der Hofbibliothek angestellt. Schon bald, ab 1909, leitete er das Kupferstichkabinett – endlich mit angemessenen Bezügen. Dann übergab man ihm 1915 die Leitung der „Österreichischen Staatsgalerie“. Sein Glück schien vollkommen. Doch auf dem Höhepunkt seiner privaten und beruflichen Entwicklung überfiel ihn eine tückisch schleichende Krankheit. Was mit rheumatischen Beschwerden begann, verschlimmerte sich ab 1917 – dem Jahr, in welchen Egon Schiele ihn malte – immer mehr, fesselte ihn schließlich an den Rollstuhl. Was dennoch entstand, gleichsam gegen den Schmerz, prägt bis heute die Sammlungen der „Österreichischen Galerie“ in den Belvedere-Schlössern. 1923 eröffnete er das „Barockmuseum“ im Unteren Belvedere und entfaltete die ganze Pracht dieser Epoche mit den Gemälden von Franz Anton Maulbertsch. Die unvergleichlichen „Charakterköpfe“ des Bildhauers Franz Xaver Messerschmidt (vgl. ART 2/1996) – kürzlich wurde einer in New York für einen Millionen-Betrag versteigert – fanden ihren endgültigen Platz. In ihnen erklang eine neue Dimension der skulpturalen Gestaltung. Erstaunlich: Dieser Museumsleiter, auf die Hilfe seiner Mitarbeiter Heinrich Schwarz und Bruno Grimschitz angewiesen, versank nicht in Verbitterung und Selbstmitleid. Er wurde vielmehr immer offener, freier, unabhängiger. Privat waren, so seine Tochter, „.. Kinder und Alte, gebildete und einfache Leute glücklich in seiner Gesellschaft .. Es gibt wohl ein tiefes Miteinander von Leid und Güte.“

Beruflich setzte er entscheidende Akzente, schritt voran, ließ alles Hinderliche hinter sich. „Das ist doch allerhand von einem Mann ..[einem] „Beamten“, soviel Überzeugung gegenüber „hohen Vorgesetzten mutig zu vertreten“, charakterisierte ihn Egon Schiele. 1924 folgte die Eröffnung des Oberen Belvedere. In den Räumen, von denen aus man über Gärten und Teiche hinweg auf die Silhouette Wiens und das gestreifte Dach des Stephansdomes schaut, gab Haberditzl der europäischen Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts ein würdiges Zuhause. Die geringen öffentlichen Mittel erlaubten kaum Ankäufe. Aber Sammlerinnen und Sammler stifteten Meisterwerke der deutschen und französischen Kunst, schenkten sie der

Galerie um seineswillen. Mehr als 500 Werke von 250 Künstlerinnen und Künstlern sollte er in seiner 23jährigen Amtszeit den ohnehin schon großen Beständen hinzufügen. Der Besucher begegnet heute einer umfassenden Kollektion: Caspar David Friedrich, Philipp Otto Runge, Karl Blechen, Carl Anton Joseph Rottmann, Arnold Böcklin, Anselm Feuerbach, Hans von Marees, Hans Thoma, Adolph von Menzel, Jacques Louis David, Theodore Gericault, Gustave Courbet, Jean-Baptiste Camille Corot, Honore Daumier, schließlich Claude Monet, Camille Pissarro, Eugene Delacroix. Dazu Arbeiten von Lovis Corinth, den Haberditzl besonders schätzte, ein Aquarell-„Stilleben“ von Paul Cezanne, der prachtvolle Akt einer „Badenden mit blondem, offenem Haar“ von Auguste Renoir, Gemälde von Oskar Kokoschka, Emil Nolde, Max Beckmann, Ernst Ludwig Kirchner. Nicht wenige reisen von weither an, um das Gemälde „Der Kuss“ von Gustav Klimt zu bewundern, oder „Tod und Mädchen“ von Egon Schiele. 2000/1 drängten mehr als 300 000 durch das Foyer, um die Ausstellung „Klimt und die Frauen“ zu sehen

Als Haberditzls Porträt am 3. Juni 2003 in einem Festakt offiziell in die Obhut der Österreichischen Galerie Belvedere übergeben wurde, sprach die Presse von „historischen Verdiensten“ und von einer „Aera Haberditzl“. Sie bestätigte, was sein Mitarbeiter Bruno Grimschitz 50 Jahre zuvor resümiert hatte: „Er ist der eigentliche Schöpfer der .. Österreichischen Galerie .. der größten musealen Leistung dieses Jahrhunderts in Wien.“ 1938 zogen deutsche Truppen in Österreich ein. „Haberditzl, der berühmte Vorkämpfer der modernen, sprich: „entarteten“ Kunst, wurde aus dem Amt gedrängt“, berichtet seine Tochter. „Meinem Vater war es verboten, die Galerie – „seine“ Galerie – zu betreten, ein täglicher Schmerz, denn sie lag nur wenige Meter vom Kustodentrakt entfernt, in dem wir wohnten.“ Verfemt, ausgestoßen emigrierte er in eine andere Zeit, in eine andere Welt, arbeitete über den Barockmaler Franz Anton Maulbertsch, verließ bis zu seinem Tode am „Samstag, 22. Jänner 1944, um sieben Uhr abends“ die Wohnung nicht mehr. Einfach mitmachen, sich ducken, war seine Sache nicht.

Gerd Presler